

Transkript YOYI Voices: Stephanie Rosenthal

Magnus Rosengarten: Stephanie, die Ausstellung wird mehr als 20 künstlerische Positionen versammeln, die sich alle in ihrem jeweiligen Kontext und aus ihrer eigenen Perspektive mit den großen Themen Fürsorge, Reparatur und Heilung befassen; mit einem besonderen Schwerpunkt auf nicht-westlichen Epistemologien und Indigenen Wissenssystemen. Du hast beschlossen, eine Gruppe von Kurator*innen einzuladen, diese Ausstellung zusammenzustellen. Kannst du ein wenig darüber erzählen, warum du diese Gruppe eingeladen hast und woher du die Personen kennst?

Stephanie Rosenthal: Was mir an der Ausstellung wirklich gefällt, ist, dass sie sehr organisch entstanden ist; dass sie viele Gespräche zusammenbringt, die wir als Kurator*innen des Gropius Bau in den letzten fünf Jahren geführt haben. Das erste Gespräch, das in eine Ausstellung münden sollte, war ein Gespräch mit Kader Attia über das Thema Reparatur. Wir hatten lange Treffen, bei denen wir über das Gebäude und die Bedeutung der Restaurierung des Gebäudes diskutiert haben. Und dabei meinte Kader irgendwann: „Ich glaube, du bist wirklich an der Frage von Fürsorge interessiert. Warum wird es also nicht eine Ausstellung über Fürsorge und Reparatur?“ Und so ging es immer weiter und weiter, und am Ende sagten wir: „Warum machen wir nicht eine Ausstellung über Fürsorge, Reparatur und Heilung?“ Und dann waren wir auch an dem Punkt, an dem wir meinten, dass nicht nur Kader und ich die Ausstellung kuratieren sollten, sondern eine größere Gruppe. Denn das Thema der Ausstellung ergab sich auch aus unserer Zusammenarbeit mit verschiedenen Künstler*innen. Wir luden Künstler*innen als *Artists in Residence* oder für Ausstellungen ein. Ich hatte das Gefühl, dass dieses Thema auf sehr unterschiedliche Weise auftauchte, aber es ging immer um die Frage: „Was bedeutet Fürsorge? Wie sorgen wir füreinander? Wie gehe ich mit der Institution um, wenn ich eine Ausstellung mache? Wie gehe ich mit der Welt um und für wen muss gesorgt werden? Und wie kann ich das mit meiner künstlerischen Praxis erreichen?“ Das ging von Wu Tsang über Otobong Nkanga und Lee Mingwei, bei dem es mehr um Gastfreundschaft ging, bis zu SERAFINE1369. Das war die Ausgangssituation. Und dann wurden unsere Einladungen, glaube ich, ein bisschen strategischer, in Bezug darauf, welche Perspektive in diesem Zusammenhang Sinn macht. Und natürlich spielte Natasha Ginwala von Anfang an eine wichtige Rolle. Sie hatte bei der Gwangju Biennale an sehr ähnlichen Themen gearbeitet und ist assoziierte Kuratorin am Gropius Bau, seit ich Direktorin bin. Sie war genau die Art von Person, die ich unbedingt dabei haben wollte. Ihre Perspektiven sind extrem wertvoll. Dann war da noch Brook Andrew, den ich kennengelernt

Transkript YOYI Voices: Stephanie Rosenthal

habe, während ich in Australien lebte. Auch er war ein Vorreiter, weil er eine der ersten Biennalen nur mit Künstler*innen der First Nations veranstaltet hat [die 22. Sydney Biennale, 2020]. Bei einer Ausstellung zu diesem Thema, war mir klar, dass wir wirklich ganz unterschiedliche Perspektiven dabei haben wollten. Auch Personen, die eine ganz bestimmte Perspektive vertreten. Und Brook Andrew hat immer sehr deutlich gemacht, dass er die Perspektive der Künstler*innen der First Nations vertritt, und zwar sowohl in seiner eigenen Arbeit als auch im Kontext staatlicher Institutionen. Außerdem war Jamila unser*e *In House: Artist in Residence*, als wir die Recherchen für die Ausstellung weiter vertieften. Wir haben also auch mit Jamila darüber gesprochen, und mit SERAFINE1369 haben wir jetzt eine*n weitere*n Kurator*in, aber auch eine*n weitere*n Künstler*in, die*der dabei ist. Das war noch etwas, woran wir interessiert waren: Kurator*innen dabei zu haben, die gleichzeitig Künstler*innen sind. Kurator*innen als Künstler*innen, die wiederum andere Kolleg*innen einladen, von denen sie glauben, dass sie Perspektiven widerspiegeln, die für sie wichtig sind. In gewisser Weise ist es ein bisschen wie beim Kuratieren einer Biennale. Man stellt ein künstlerisches Team zusammen, alle nehmen an den entscheidenden Gesprächen teil, und gleichzeitig ist jede*r für bestimmte künstlerische Positionen verantwortlich und arbeitet mit den entsprechenden Künstler*innen. Und die letzte Position wollten wir einbringen, weil es uns auch um Heilung geht, oder um die Frage: „Ist Heilung möglich?“ Das ist natürlich mit dem Thema Gesundheit verbunden und damit, wie Künstler*innen sich mit dem Thema auseinandersetzen. Und Bárbara Rodríguez Muñoz hatte gerade einen Reader zu dem Thema zusammengestellt [*Documents of Contemporary Art: Health* (2020, Whitechapel Gallery/MIT Press)], und so haben wir sie in ihrer [damaligen] Rolle als Kuratorin des Wellcome Trust eingeladen, mitzumachen und uns bei der Auswahl der Künstler*innen zu helfen.

Magnus Rosengarten: Im November [2021] haben wir bereits die Veranstaltung *Ámà: 4 Tage zu Fürsorge, Reparatur und Heilung* organisiert – eine Art Vorspiel der aktuellen Ausstellung zu dem wir verschiedene Künstler*innen, Organisator*innen und Praktiker*innen eingeladen haben, Präsentationen, Vorträge, aber auch Performances zu diesen Themen zu machen. Und das alles wird nun in der Ausstellung im September seinen Höhepunkt finden. Warum glaubst du, dass jetzt – im Jahr 2022 – ein guter Zeitpunkt für diese Ausstellung ist?

Transkript YOYI Voices: Stephanie Rosenthal

Stephanie Rosenthal: Ich denke, jetzt ist ein sehr guter Zeitpunkt, denn als wir anfangen, über diese Themen nachzudenken, konnten wir uns nicht einmal vorstellen, was es bedeutet, mit einer Pandemie zu leben. Aber ich sage deshalb nicht, dass es jetzt mehr Sinn macht als in den Jahren zuvor. Ich denke einfach, es ist ein Thema, an dem Künstler*innen interessiert sind, und ich schätze, das liegt daran, dass wir uns mitten in einer großen Transformation befinden: als Menschen in Bezug zur Natur und in Bezug zu uns selbst. Und das führt, glaube ich, dazu, dass Künstler*innen seit vielen, vielen Jahren über diese Beziehungen und verschiedene Arten von Verwandtschaftsbeziehungen nachdenken. Und dann gibt es immer einen Moment, in dem es [die Themen] an die Oberfläche kommt[en], und dann ist das ein guter Zeitpunkt, eine Ausstellung zu machen. Ich denke, es ist ein interessantes Thema, weil es so vielschichtig ist und man es aus so vielen Blickwinkeln betrachten kann. Darum war *Ámà* wichtig für uns – und auch, dass du dieses Projekt kuratiert hast –, um wirklich sicherzustellen, dass wir all die verschiedenen Blickwinkel einbeziehen und auch Leute aus anderen Regionen einladen. Aber ich glaube, du hast es auch geschafft, das Projekt mit dem Diskurs hier in Berlin zu verknüpfen und eine enge Beziehung zu dieser Stadt herzustellen. Ich glaube, dass die Idee, mit einer Forschungsphase zu starten und diese dann in einem öffentlichen Programm kulminieren zu lassen, für uns wirklich funktioniert hat. Ich glaube, dass wir eine erweiterte Gruppe von Kollaborateur*innen geschaffen haben, die jetzt Teil unseres Denkens sind und die – auch durch das Programm, das du jetzt machst – zurückkommen werden. Ich denke, es ist eine Ausstellung, und gleichzeitig ein Gespräch, das wir führen, und deshalb ist es ein interessantes Format. Denn das, was wir jetzt im September präsentieren, ist eine Möglichkeit, darüber zu sprechen. Es ist nicht die einzige Möglichkeit, aber ich denke, es ist eine Art Anker für den Diskurs. Was wir eigentlich wollen, ist, dass die Leute sich diese verschiedenen Perspektiven ansehen und daraus lernen und vielleicht auch ihre eigenen Perspektiven ändern.

Magnus Rosengarten: Wenn du speziell an die künstlerischen Positionen denkst, die du zu der Ausstellung eingeladen hast: Wie verhandeln oder diskutieren sie diese Themen – und was fasziniert dich daran?

Stephanie Rosenthal: Für mich war der wichtigste Künstler, mit dem das Unterfangen ganz konkret begann, Kader – mit seinem Nachdenken über das Thema Reparatur. Ich bin extrem fasziniert von der Tatsache, dass er seit Jahren an diesem Forschungsthema festhält. Und ich

Transkript YOYI Voices: Stephanie Rosenthal

denke, dass er dieses Thema untersucht, indem er von Wissenschaftler*innen und Menschen außerhalb der Kunstwelt lernt. Das ist etwas, was wir als Institution auch versuchen: aus der Welt der Kunst herauszutreten, um zu sehen, was wir draußen lernen können. Eine weitere Position ist die von Andrea Büttner, einer deutschen Künstlerin, die hier in Berlin lebt. Für diese Ausstellung ist es natürlich sehr wichtig, dass wir uns auch in unserer unmittelbaren Umgebung umschauchen. Und ich denke, Andrea macht das auf wunderbare Weise und bringt uns z.B. dazu, noch einmal über die Beziehung zwischen dem Nationalsozialismus und der Wiederhinwendung zum Organischen nachzudenken. Sie hat mich wirklich zum Nachdenken gebracht: „Woher kommt das?“ Mir war vorher nicht so bewusst, dass Bio-Lebensmittel und rechtes oder nationalsozialistisches Denken tatsächlich miteinander verbunden sind – und dass sie einen sehr ähnlichen Ursprung haben.

Magnus Rosengarten: Wenn ich an das gesamte Programm denke, ist das eine sehr reichhaltige Ausstellung: Es gibt das Diskursprogramm, das du erwähnt hast, aber auch ein Performanceprogramm von Jamila. Die Ausstellung spricht die Menschen also auf vielen Sinnesebenen an. Und ich frage mich, welche Rolle das bereits im kuratorischen Prozess gespielt hat: Wie möchtest du das Publikum ansprechen? Auf welchen Sinnesebenen?

Stephanie Rosenthal: Ich glaube, dass es hilfreich ist, all diese verschiedenen Kurator*innen dabei zu haben. Je mehr Perspektiven man integriert, desto mehr Menschen kann man ansprechen, denn wir wissen ja, dass wir alle unterschiedliche Perspektiven haben. Und ich glaube, wenn man im Kunstbereich arbeitet, merkt man, dass es manchmal sehr schwer sein kann, die Perspektive eines*r anderen zu verstehen. Oder auch nur ansatzweise zu erkennen, dass es eine andere Perspektive gibt. Und nicht nur zu denken: „Oh, das ist falsch!“ Ich glaube, es liegt nicht nur an den verschiedenen Kunstformen, sondern auch daran, dass die teilnehmenden Künstler*innen die Dinge sehr unterschiedlich betrachten und unterschiedliche Herangehensweisen haben. Und die Vielfalt – von Performances über reine Klangstücke bis hin zu immersiven Arbeiten, Zeichnungen, Dokumentarfilmen und der Präsentation von Kollektiven – macht es noch interessanter, etwas darüber zu erfahren. Auch die Entscheidung, eine Malerin zu zeigen, Artemisia Gentileschi, und in der Kunstgeschichte zurück zu gehen, auch wenn wir nur dieses kleine Fenster öffnen – dann tun wir das, um zu sagen, dass das alles eigentlich nicht neu ist. Künstler*innen haben schon immer auch eine politische Agenda verfolgt und Dinge dargestellt, von denen sie das Gefühl hatten, dass sie in der Gesellschaft nicht funktionieren. Und dadurch haben sie

Transkript YOYI Voices: Stephanie Rosenthal

Veränderungen angestoßen, wie zum Beispiel Paulo Rego in Bezug auf das Abtreibungsgesetz [in Portugal].

Magnus Rosengarten: Das ist ja wieder sehr aktuell und zeitgemäß, wenn wir uns die Entscheidung des Obersten Gerichtshofs in den Vereinigten Staaten ansehen. Wie du sagtest: Das ist zyklisch oder wiederholt sich und ist nichts, was wir in die Vergangenheit zurückschieben können. Wir denken auch über die Frage der Sinne nach und – ein weiterer großer Schwerpunkt dieser Ausstellung – beziehen Indigene Wissenssysteme und nicht-westliche Erkenntnistheorien ein. Inwieweit geht es darum, nicht immer das Rationale zu forcieren, sondern auch die emotionale Ebene oder die physische, performative Ebene zu betonen. War das etwas, das ebenfalls wichtig war? Wegzukommen von dem bloßen „Wir wollen Dinge oder Phänomene immer rational verstehen und erfassen“?

Stephanie Rosenthal: Ich glaube, ein Grund, weshalb Kunstausstellungen so wirkungsvoll sind, ist, dass sie nicht nur den Verstand, sondern auch den Körper ansprechen. Das tun viele Arbeiten, man denke nur an Yhonnie Scarce und ihre massiven schwarzen Kuben, in die man hineingeht. Ja, sie erzählen etwas über den Schaden, welchen die Geschichte der kolonialen Strukturen in Australien angerichtet hat. Aber andererseits denke ich, dass man es einfach spürt, auch wenn man nicht weiß, was genau passiert ist. Man spürt es, wenn man in diese dunklen Räume geht und dort Skulpturen sieht, die man nicht genau kennt, die aber von einem gewissen Schmerz oder einer Bedrohung zu sprechen scheinen. Und ich finde, das ist genauso wichtig, wie dass man dann eine Geschichte lesen kann. Ich denke außerdem, dass man auch mit seinem Körper ein Gefühl überträgt. Bei SERAFINE1369 lernt man wirklich, was Körpererfahrung bedeutet. Viele Arbeiten, die wir zeigen, sprechen den Körper an, indem man entweder hindurchgeht oder sich hinsetzt. Und je nachdem, wie die Körperhaltung ist, erlebt man die Dinge natürlich anders. Das Gleiche gilt für den Klang, zum Beispiel bei Anne Duk Hee Jordans Tanzstück, bei dem man das Gefühl hat, wirklich in die Tiefsee, in die Tiefen des Ozeans einzutauchen und diese anderen lebenden Organismen um sich herum zu haben. Mir geht es darum, dass wir als Menschen unser Verhalten nur dann ändern können, wenn wir uns um die Welt der Tiere kümmern. Solange wir uns nicht auch auf einer emotionalen Ebene mit ihnen verbinden, glaube ich nicht, dass wir in der Lage sein werden, uns wirklich zu ändern.

Magnus Rosengarten: Inwiefern korrespondiert diese Ausstellung insgesamt mit der

Transkript YOYI Voices: Stephanie Rosenthal

Programmgestaltung in den vier Jahren, seit du die Leitung übernommen haben? Du hast in deinen einleitenden Worten bereits erwähnt, dass das Thema Fürsorge auch die jüngste Programmgestaltung beeinflusst hat. Inwieweit steht diese Ausstellung im Bezug zu den letzten Ausstellungen hier im Gropius Bau?

Stephanie Rosenthal: Eine interessante Frage, denn als wir Ende 2017 oder sogar noch früher anfangen, habe ich darüber nachgedacht, wie das erste Programm aussehen wird. Wir haben auch gemeinsam viel darüber nachgedacht, welche Beziehung wir zum Land haben und wie diese mit der Vergangenheit zusammenhängt, und auch über meine Beziehung zu dem Land, in dem ich lebe. Aber mit Land meine ich ja auch, wie du weißt, die Art von Erde, auf der ich stehe. Mit Ana Mendieta und Lee Bull habe ich darüber nachgedacht, wer das Recht hat, zu bestimmen, wer wohin gehört. Und irgendwie entwickelte sich das weiter zu dieser Frage der Fürsorge, der Reparatur; diese Frage, wie wir mit den schmerzhaften Geschichten umgehen, die wir durchlebt haben? Ich denke, das Programm, das wir gemacht haben, war nicht auf eine solche Ausstellung ausgerichtet, sondern es sind die Künstler*innen, die uns durch ihre Arbeit und ihre Anwesenheit gezeigt haben, dass dieses Thema für Künstler*innen weltweit von großem Interesse ist. Und dass es für das Publikum interessant zu sehen ist, wie diese Künstler*innengemeinschaft darüber denkt und welche verschiedenen Aspekte, Strategien und Strukturen sie in ihren Arbeiten enthüllen.

Magnus Rosengarten: Natürlich bedeutet das Kuratieren einer so großen Ausstellung eine Menge bürokratische Organisationsarbeit: Es gibt Treffen mit Kurator*innen und Künstler*innen, die im Grunde auf der ganzen Welt leben, so dass man auch die Zeitverschiebung berücksichtigen muss. Es gibt also viel organisatorische Arbeit. Aber vielleicht gab es auch Momente, Einsichten oder Erkenntnisse, die du persönlich während dieses gesamten Prozesses hattest, die eine Veränderung in dir ausgelöst haben oder dich die Dinge anders sehen ließen oder dich sogar berührt haben?

Stephanie Rosenthal: Ein interessanter Punkt kam in diesen endlosen Diskussionen über den Titel auf, den wir natürlich ... nun ja, in einer Gruppe mit vielen Kurator*innen ist der Titel immer eine schwierige Sache, weil er etwas repräsentiert. Wir hatten diesen Arbeitstitel: „care, repair, heal“ oder „caring, repairing, healing“, und es ging hin und her. Und irgendwann dachten wir uns, vielleicht sollten wir ihn einfach loswerden, weil er so viele Konflikte hervorruft. Denn wenn man eine Ausstellung damit macht, sagt man ja auch: „Das

Transkript YOYI Voices: Stephanie Rosenthal

ist uns wichtig.“ Aber was ist uns dann als Institution wichtig? Ich denke also, dass es eine sehr widersprüchliche Sache ist. Und es gab diesen Moment, als wir irgendwann sagten: „Nein, nein, nein, wir bleiben dabei. Wir werden diesen Moment durchleben. Wir diskutieren das jetzt und öffnen uns sozusagen für diese Diskussion.“ Und so gab es die Titelidee „inevitable tensions“ und viele, viele andere. Und das war der Punkt, an dem man das Gefühl hatte, wir werden nie einen Titel finden. Denn jedes Mal, wenn wir einen hatten, sagte jemand: „Oh, das könnte vielleicht echt problematisch sein.“ Und ich denke, das zeigt die unterschiedlichen Perspektiven der verschiedenen Kurator*innen, denn jede*r kommt mit einem anderen Wissen und einer anderen Herangehensweise und einem anderen Standpunkt. Man merkt, dass man wirklich an unterschiedlichen Punkten steht. Was man zum Beispiel als kolonialen oder dekolonialen Diskurs definiert, ist natürlich sehr unterschiedlich, je nachdem, wo man sich befindet, und auch die Frage, wer in der Gruppe das Recht hat, darüber zu sprechen, und wer nicht das Recht hat. Aber was in dieser Gruppe außergewöhnlich ist, in den vielen kollaborativen Projekten: Ich habe das Gefühl, dass jede*r auch entspannt damit umgeht und irgendwann sagt: „Weißt du was, ich habe kein Problem damit.“ Und ich glaube, in einem Kollektiv ist man oft an einem Punkt, an dem man sagt: „Wenn ich das alleine entscheiden würde, würde ich es nicht machen, aber im Kollektiv ist es für mich in Ordnung, das mitzutragen.“ Und in diesem Sinne denke ich, dass die Ausstellung – und vielleicht auch die ganze Idee, etwas zum Thema Fürsorge, Reparatur und Heilung zu machen – dazu beiträgt, dass man versucht, offen zu sein für verschiedene Strategien und nicht zwanghaft zu glauben, dass eine Seite alles weiß.